

Nr. 29 November 2009

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



hastuzeit
IM KOPF

Hallo, lieber Leser!

Du magst es nicht, wenn Du als BWL-StudentIn als borniert abgestempelt wirst, schüttelst den Kopf, wenn andere über den Dialekt Deines bayerischen Dozenten witzeln oder bekommst Bauchschmerzen bei dem Gedanken an Studierende, die im Dunkeln wegen der »gewalttätigen« Schwarzafrikaner nicht mehr am Steintor vorbeigehen? Manche Mauer im Kopf scheint einfach nicht fallen zu wollen. Da geht es zum Beispiel um die Abtreibung von Kindern mit Trisomie 21, obwohl die Integration Behinderter zum Teil gar nicht so unmöglich ist (S. 18). Da geht es ebenfalls um die Debatte, ob radikale Israelis Nachfolger der Nationalsozialisten sind und wie sehr eine solche provozierende These von der Gesellschaft »geduldet« wird (S. 15). Nicht zuletzt gibt es da noch die Frage zu beantworten, was für eine Generation wir eigentlich sind oder sein wollen, welche Mauern wir im Kopf haben und wie wir sie niederreißen können (S. 16). Und welche Maßnahmen ergreift man, wenn das Fass der Toleranz zum Überlaufen gebracht wurde? Beschwerst man sich leise, protestiert öffentlich oder besetzt sogar Gebäude, wie es vor einem Semester in der Sozialwissenschaftlichen Bibliothek (S. 11) und unlängst in Österreich geschah (S. 12)? Oder ist es die bessere Variante, die Leute mit »Flashmobs« zu unterhalten (S. 22)?

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitung, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel viermal im Semester während der Vorlesungszeit.

Kommissarische Chefredaktion: Julius Lukas, Stefanie Sachsenröder (V. i. S. d. P.)

Redaktion: Konrad Dieterich, Robert Dobslaw, Julia Glathe, Daniela Heimpel, Susanne Johné, Julia Kloschkewitz, Tom Leonhardt, Janika Lippold, Sabine Paschke, Martin Schreiber, Julia Solinski
freie Mitarbeit: Helena Bebert, Fabian Brenner, Yvette Hennig, Anne Klein, Nicole Kirbach, Akua Osei-Dwomoh, Dominik N. Peters, Juliane Schlag, Stephanie Schmidt, Friederike Stange, Nicole Wächter

Layout: Alexander Berthold, Robert Dobslaw, Martin Schreiber, Tom Leonhardt, Julius Lukas

Titelbild: Hannes Hirche, Christoph Koester

Lektorat: Konrad Dieterich, Julius Lukas, Stefanie Sachsenröder

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der

All diesen Fragen gehen die *hastuzeit*-Redakteure in der vorliegenden Ausgabe nach. Die Redaktion setzt sich ab jetzt übrigens nicht mehr nur aus langjährigen Redakteuren zusammen. Bisher mehr oder wenige Unbeleckte sammeln im Rahmen des ASQ-Moduls »Studierende schreiben für Studierende« ihre ersten journalistischen Erfahrungen. Dabei lernen sie unter anderem, alles nicht nur von einer Seite zu betrachten, sondern auch hinter die Mauer zu schauen, und einen anderen Blickwinkel zuzulassen.

Und obwohl manche Mauer im Kopf wohl bleiben wird, sollte man immer hinterfragen, ob man sich nicht selbst mit seinen Vorurteilen im Weg steht. So wurde ich beispielsweise von einem unserer Illustratoren belehrt, selbst gewisse Mauern im Kopf zu haben, als ich das vom ihm entworfene Cover überarbeitet haben wollte. Ganz poetisch formulierte er, er wünsche sich »eine Welt, in der sich Transvestiten unter den Rock gucken lassen und Illustratoren alle Freiheit der Welt haben«.

In diesem Sinne wünschen wir Dir, Deine eigenen Mauern zum Einsturz zu bringen und viel Spaß beim Lesen der *hastuzeit*.

Text: Stefanie Sachsenröder

MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Mansfeld-Druck Ltd., Zabenstedter Str. 42, 06347 Gerbstedt

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 5. November 2009

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

Inhalt

3 Editorial, Impressum

4 Stura aktuell

hastuUni

5 Wir ewigen Versuchskaninchen

In Oldenburg soll der »Bachelor of Medicine« eingeführt werden. Ein Kommentar von Friederike Stange

6 Engagiert und schlüsselqualifiziert

Leicht verdiente Leistungspunkte dank der neuen Generation von ASQ-Modulen? Über ihre Vor- und Nachteile klärt Nicole Wächter auf.

7 Halles Tor zur Welt

Wie ein hallisches Waisenhaus zu Weltruhm gelangte. Von Nicole Kirbach

8 Eine literarische Schnitzeljagd

Literaturrecherche im 21. Jahrhundert muss nicht immer einfach sein. Ein Erfahrungsbericht von Akua Osei-Dwomoh

10 Die Masterbolognese

Sogar über studiVZ wurde dazu aufgerufen, die Petition »Master für alle« mitzuzeichnen. Was aus dieser geworden ist, berichtet Yvette Hennig.

11 Studienbedingungen verbessern, aber wie?

Die Sozialwissenschaftliche Bibliothek schließt zu früh! Wie man das ändern könnte, darüber schreibt Julia Solinski.

12 Es brennt in Österreich

Der Bildungsstreik im Ausland. Forderungen und Maßnahmen österreichischer Studierender. Von Julius Lukas

hastuInteresse

14 Opa Hans stirbt aus

Ein Kommentar zum alltäglichen Namenswahnsinn von Friederike Stange

15 Israel, quo vadis?

Avraham Burgs Buch *Hitler besiegen* sorgt für Kontroversen in der israelischen Kultur. Eine etwas andere Rezension von Dominik N. Peters.

16 Generation Fragezeichen

Wer und wie sind wir? Auf die Suche nach Erkennungsmerkmalen für die Generation heutiger junger Erwachsener begibt sich Anne Klein.

18 Kein Tabu und doch keine Option

Nur 10 Prozent aller Frauen, bei deren Kindern vor der Geburt Trisomie 21 diagnostiziert wird, entscheiden sich für das Baby. Von Helena Bebert und Stephanie Schmidt

20 Okma – OK Markus

Markus ist ein Rapper mit Down-Syndrom. Wie er mit seiner Musik die Welt verändern will, erklärt Fabian Brenner.

hastuPause

21 E-Mail aus Krakau

Wie sich die ersten Wochen während eines Auslandssemesters gestalten, schrieb uns Anni Lehmann in einer E-Mail.

22 Vorsicht, ein Trend geht um ...

Flashmobs sind die neueste Form von Kunst im öffentlichen Raum. Auch in Halle finden sich immer mehr Fans. Von Sabine Paschke und Julia Kloschkewitz

23 Künstlerischer Aspekt

Computerspiele – einfacher Zeitvertreib oder doch Kunst? Von Robert Dobslaw

24 Moment

Ein Gedicht, um eine Trennung zu verarbeiten. Eingesandt von Johannes Keril

25 Imbiss-Informierer

Es muss nicht immer die Mensa oder das Café um die Ecke sein. Welche kulinarischen Alternativen in Halle versteckt sind, weiß Juliane Schlag.

26 Pinnwand

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist. Zusammengestellt von Julius Lukas

Serviceleistungen des Stura:

Technikleihe (Musikanlage, Beamer ...)

Rechtsberatung

Sozialberatung

Kinderinsel

Internationaler Studierendenausweis (ISIC)

Öffnungszeiten:

Montag: 14.00 – 19.00 Uhr

Dienstag: 14.00 – 18.00 Uhr

Mittwoch: 08.00 – 12.00 Uhr

14.00 – 18.00 Uhr

Donnerstag: 14.00 – 18.00 Uhr

Termine

8.11.–17.11.2009 Global Week of Action – Veranstaltungswoche zu hochschulpolitischen Themen

11.11.2009 Science meets Companies www.sciencemeetscompanies.de

21.11.2009 Students Only im TURM

23.11.2009 ab 18.00 Uhr Melanchthonianum (Universitätsplatz 8–9), Hochschulinformationsbüro: Studienfinanzierung

24.11.2009 ab 13.00 Uhr Demonstration für eine demokratische Bildungspolitik anlässlich der Hochschulrektorenkonferenz (Leipzig, Hauptbahnhof, Ostseite)

Feste Termine:

Rechtsberatung

Donnerstags 14.00 – 16.00 Uhr

Beratung Kinderinsel

Dienstags 13.00 – 14.30 Uhr

Donnerstags 10.30 – 12.00 Uhr



Studierendenrat
MLU Halle

Universitätsplatz 7
06099 Halle

T. 0345 552 14 11
F. 0345 552 70 86

I. www.stura.uni-halle.de
E. stura@uni-halle.de

StuRa – mehr als nur ein Gremium

Unter dieses Motto hat der Stura seine Arbeit in dieser Legislatur gestellt: Wir wollen noch besser bei der Lösung Eurer Probleme behilflich sein können. Und davon gibt es an der Uni reichlich, wie uns die ersten Tage des neuen Semesters deutlich gezeigt haben: Zahlreiche Studierende im ersten Semester hatten extreme Schwierigkeiten, einzelne Module zu kombinieren. An vielen Stellen hat es die Universität versäumt, darauf zu achten, dass die einzelnen Veranstaltungen so in Zeitplänen angelegt werden, dass Studierende auch die Möglichkeit haben, an allen verpflichtenden Kursen teilzunehmen.

Auch wenn wir bei solchen Schwierigkeiten meist nur mit gutem Rat zu Seite stehen können, ist es für uns doch wichtig, davon zu wissen. Nur so können wir die Universität auf Missstände hinweisen und ihre Beseitigung einfordern.

Ihr erreicht uns ganz leicht über unsere Homepage www.stura.uni-halle.de, die auch so eine gute Infoplattform für all die verschiedenen Dinge ist, die rund um die MLU Halle passieren.

Mehr Aufmerksamkeit für Kinder

Nachwuchs wird im immer älter werden den Sachsen-Anhalt mehr und mehr zur Mangelware. Vielleicht zahlt deshalb das Studentenwerk für jeden neuen Erdenbürger studierender Eltern 100 Euro Begrüßungsgeld, denn schließlich hängt der Fortbestand maßgeblich an den Studierenden, die sich für die MLU Halle entscheiden. Außerdem trägt die Universität seit einigen Monaten das Audit-Logo, das an angeblich familienfreundli-

che Hochschulen vergeben wird, wovon an der MLU aber wenig zu spüren ist.

Im Gegensatz dazu setzt sich unsere Kinderinsel schon seit Jahren für das Wohlergehen und werdender Eltern ein. In diesem Semester wurde das Angebot von den hier Aktiven für Euch stark erweitert. Neben vollständig renovierten Räumlichkeiten, gibt es ab sofort zweimal in der Woche Beratungen unter anderem von einer Hebamme. Dienstags von 13.00 bis 14.30 Uhr und donnerstags von 10.30 bis 12.00 Uhr können werdende und junge Eltern wichtige professionelle Tipps rund um das Thema Studieren mit Kind bekommen und darüber hinaus den Arbeitskreis Studieren mit Kind und seine vielseitigen Angebote kennen lernen.

Antworten auf Fragen zur Studienfinanzierung

Das liebe Geld ist zumeist eines der dringlichsten Probleme, das sich Studierenden auf dem Weg durch den Uni-Alltag in den Weg stellt. Wenn die Jobs der Stura-Jobvermittlung nicht mehr ausreichen, um das tägliche Überleben und das Studium zu vereinbaren, stellt sich schnell die Frage nach anderen Möglichkeiten der Finanzierung.

Das Hochschulinformationsbüro veranstaltet dazu in Zusammenarbeit mit der Sozialberatung des Studierendenrats am 23. November 2009 um 18.00 Uhr im Hörsaal im Melanchthonianum eine Informationsveranstaltung, die sich ausgiebig mit Themen rund um eine alternative Studienfinanzierung beschäftigen. Angesprochen werden dabei die Möglichkeiten von Studienkrediten, Förderprogramme durch Stiftungen, sowie die Bedingungen für ein Sozialdarlehen des Studierendenrats. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen.



Wir ewigen Versuchskaninchen

Ein Kommentar zum neuen »Bachelor of Medicine«

Wir sind es ständig. Mal gehen wir zwölf, dann dreizehn, dann doch wieder zwölf Jahre zur Schule. Mal haben wir in dieser Zeit vier, mal nur drei Jahre Chemie. Aber na ja, die Schulzeit ist nun mal dazu da, um (an uns) auszuprobieren. Der Ernst des Lebens beginnt erst danach. Begann, denn seit der Umstellung der meisten Studiengänge auf das Bachelor-System sind wir zwar Studenten, bleiben aber immer noch Versuchskaninchen. Wir fügen uns und fragen uns nur noch selten, wie man mit diesem Turbo-Studium einen guten Job oder gar einen Masterplatz finden soll. Die Statistiken werden es schon zeigen. »Also weiter probieren«, dachte man sich wohl in Oldenburg. In Kooperation mit der Uni Groningen soll dort der »Bachelor of Medicine« eingeführt werden. Dadurch, so die Begründung, will man die Stellensuche im Ausland erleichtern. Aber wozu? Im Ausland werden Ärzte mit Staatsexamen doch mit Kusshand genommen. In Deutschland dagegen nimmt kein Arzt den neuen Abschluss ernst.

Als »Discount-Medizin« und »Doctor Light« wird der neue Bachelor in der etablierten Ärzteschaft abschätzig genannt. Was also bringt dem Interessierten dieses Studium? Wer nach drei Jahren merkt, dass er doch kein Doktor werden will, kann mit dem Bachelor nicht mal als medizinische Fachkraft arbeiten. Und dann hat der vermeintliche »Light«-Mediziner nur eine Chance: Sich um den Job von Doctor House zu bewerben. Das Operationsbesteck kann man mit dieser Ausbildung stilsicher halten, und man weiß wenigstens, wie sich ein »richtiger« Doktor benimmt. Man kann's ja mal versuchen.

Text: Friederike Stange

Foto: Juliane Guder

Engagiert und schlüsselqualifiziert

Ein Blick auf eine »neue Generation« von ASQ

Es wird langsam dunkel an diesem 15. Oktober, als sich Annika Seidel auf den Weg zu ihren Schützlingen macht. Ihr Gesichtsausdruck verrät nicht, was gerade in ihrem Kopf vorgeht. Sie organisiert die »Jugenduni« mit und trifft gleich auf Bachelorstudierende verschiedenster Fachrichtungen. Sie alle erhalten als TeilnehmerInnen des ASQ-Moduls »Studierende für Studierende« fünf Leistungspunkte für die Durchführung des Schnupperstudiums 2010, das im Rahmen dieses ASQ-Moduls realisiert wird.

»Ihr sucht gemäß eurer Erfahrung lohnenswerte Veranstaltungen in eurem Fachgebiet für die Schüler aus, begleitet sie, wenn möglich, dorthin und seid im Anschluss offen für ihre Fragen organisatorischer, aber auch fachlicher Art«, fasst Annika wenige Minuten später die Aufgaben der ASQ-TeilnehmerInnen zusammen. Verglichen mit den Inhalten herkömmlicher ASQ-Module wie »Einführung in Datenbanken« oder »Argumentation und Präsentation« klingt das, was Annika erzählt, lebendiger und irgendwie nicht besonders schwer.

Punkte für Engagement

An der MLU entsteht zunehmend eine »Neue Generation« von ASQ-Modulen, bei denen Studierende für ihr Engagement Credit-Points bekommen. Als Bachelor muss man also einfach nur schauen, wofür man sich am liebsten engagieren möchte oder schon engagiert hat, sucht sich dann ein entsprechendes ASQ-Modul heraus, schreibt am Ende einen drei- bis fünfseitigen Bericht und erhält dafür dann fünf Leistungspunkte. Damit erfüllt diese neue Generation der sonst als mehr oder weniger sinnlos emp-

fundenen Zeitfresser den Wunsch vieler Bachelorstudierenden nach einem sozialen Ausgleich im Seminaralltag. Auch Umair Bin Anwaar Qureshi, der beratend und organisatorisch für den gesamten ASQ-Bereich zuständig ist, spricht lobend von diesen neuen ASQ-Modulen. Die Studierenden profitierten von diesen, da sie trotz eines straffen Studienprogramms die Möglichkeit hätten, ihre ehrenamtlichen Aktivitäten mit Hilfe dieser Module in das Studienprogramm zu integrieren.

Studenten als Dozenten?

»Ich finde es schwierig, dass wir Studierende diese neuen ASQ-Module leiten sollen. Wir haben schließlich keinen Lehrauftrag und haben noch nicht so viel Fachwissen«, merkt Stefanie Sachsenröder an, in diesem Semester verantwortlich für die TeilnehmerInnen des ASQ-Moduls »Studierende schreiben für Studierende«. Tatsächlich stellt sich die Frage, wie viel man lernen kann, wenn niemand wirkliches Wissen vermittelt, sondern vielmehr studentisches Engagement koordiniert. Doch Qureshi kontert: »Die Idee hinter diesen Modulen ist, dass die Studierenden durch die Arbeit in den Gremien bzw. außeruniversitären Organisationen, Schlüsselqualifikationen wie interkulturelle Kompetenz, Organisations- und Konfliktfähigkeit erwerben können, die durchaus dem Grundsatz von ASQs entsprechen.«

Keine Spaßveranstaltung

Mehr als 20 Studierende wollen die Jugenduni dieses Jahr mitorganisieren. Eine Auswahl der TeilnehmerInnen erfolgte durch Selbstreflexion. Wer beim ersten Treffen mit dem Ziel da war, ganz nebenbei fünf Leistungspunkte abzustauben, der kam beim nächsten Mal nicht wieder. Denn schnell wurde klar, dass die studentischen Organisatoren doch gewisse Anforderungen stellen. »Die Leistungspunkte sind durchaus nicht leicht verdient. Aufgrund der Art der Veranstaltung ist ein hohes Maß an Eigeninitiative und Engagement notwendig«, erklärt Michael Marz, der neben Annika Seidel und zwei weiteren Studierenden Ansprechpartner für die ASQ-TeilnehmerInnen ist. Denn genau so gestaltet sich auch das Konzept, das hinter dieser neuen Generation steckt: Studierende haben Interesse daran, ein Denkmal zu sanieren und erhalten dafür sogar fünf Leistungspunkte. Nicht umgekehrt.

Text: Nicole Wächter

Illustration: Julia Weller



Halles Tor zur Welt

Unsere Lehrgebäude haben alle eine Geschichte. Nicole Kirbach hat die Archive durchforstet und stellt in einer Reihe ihre Recherche-Ergebnisse vor.

Teil 2: Die Franckeschen Stiftungen

Fast zur gleichen Zeit wie die hallische Universität entstand auf Initiative von August Hermann Francke vor den Toren der Stadt ein Waisenhaus- und Schulkomplex. Francke war damals Pastor in der Amtsstadt Glaucha und wollte den sozialen Missständen in seiner Gemeinde Abhilfe schaffen. Aufgrund einer Spende konnte er 1695 eine Armenschule errichten, in der nach kurzer Zeit 50 Schüler regelmäßig unterrichtet wurden. Außerdem wurde ein Waisenhaus erbaut, in dem zu Beginn neun Schüler versorgt wurden. Neben der Armen- und Bürgerschule eröffnete Francke das Pädagogium, in dem adlige Zöglinge kostenpflichtig erzogen wurden. Drei Jahre später zog Francke mit seiner Schule in einen alten Gasthof vor das Rannische Tor (heute Franckeplatz). Da der Hof nicht für ein Schulgebäude geeignet war, legte Francke 1698 den Grundstein für den Neubau des Haupthauses.

Zu dieser Zeit wurden über 400 Kinder an den verschiedenen Schulen von knapp 60 Lehrern unterrichtet. Neben den Schul-, Schlaf- und Wohnstuben hatte Francke im Haupthaus auch einen Buchladen, eine Apotheke, eine Bibliothek, eine Krankenpflege und viele Wirtschaftsräume untergebracht. Der Kurfürst von Brandenburg und spätere König Preußens Friedrich I. gewährte ihm Vergünstigungen wie Zoll- und Steuerfreiheit. Au-

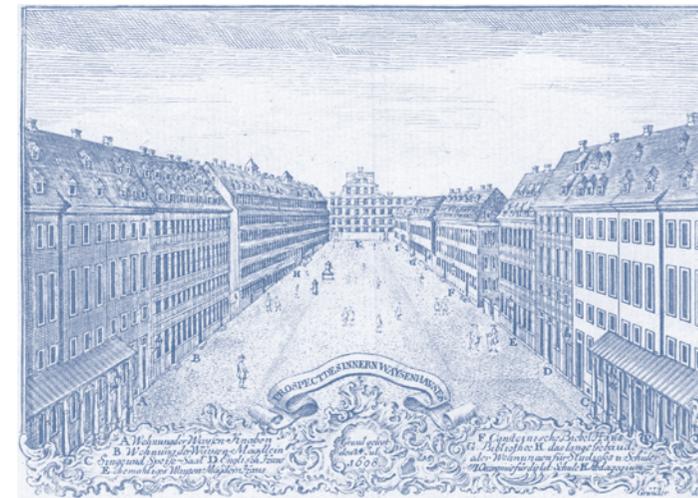
ßerdem erhielt Francke Konzessionen zur Beschäftigung von Handwerkern und die Erlaubnis der Brau- und Backgerechtigkeit für den Eigenbedarf. Besonders der Verlag, die Apotheke und die Medikamentenexpedition warfen große Gewinne ab. Durch zusätzliche Spendengelder und Unterstützung des preußischen Königshauses war Francke in der Lage, die Anstalt zu erweitern und zu einer eigenen kleinen Stadt zu entwickeln. So entstanden im Laufe von etwa 50 Jahren die Glauchaer Anstalten, die später nach ihrem Gründer benannt wurden. Mitte des 18. Jahrhunderts war der Lindenhof – beinahe so wie wir ihn heute kennen – fertig gestellt. Die Franckeschen Stiftungen waren zu dieser Zeit die größte Schulstadt in Europa. Damals lebten und arbeiteten dort etwa 3000 Menschen, darunter über 2000 Schüler. Francke baute ein weltweites Korrespondenznetz auf. Über dieses verbreitete er die Reformideen des Hallischen Pietismus in Europa, Indien und den USA. Die Stiftungen wurden damit Halles Tor zur Welt.

Unter der SED-Diktatur wurden die Stiftungen aufgelöst. Die Schulgebäude, Internate, historischen Sammlungen und das gesamte Stiftungsvermögen wurden an die MLU übergeben. Die Bausubstanz verfiel im Laufe der folgenden Jahrzehnte, und die Stiftungen verkommen zunehmend zu Ruinen. Nach der Wiedervereinigung wurde der

Großteil der historischen Gebäude saniert. Heute befinden sich im Hauptgebäude (Haus 1) der Sitz des Direktoriums der Stiftungen sowie Ausstellungs- und Versammlungsräume. Der Freylinghausensaal (im Haus 27) ist der Festsaal der Stiftungen, in dem früher die Waisenkinder gesungen und gebetet haben. Das Institut für Pädagogik der MLU befindet sich im ehemaligen Waisenhaus (Häuser 2–7), wo sich Schulklassen und Wohnräume befanden. Im ehemaligen Schlafsaal (heute »Deutscher Saal«) werden gegenwärtig Vorlesungen gehalten und Veranstaltungen durchgeführt. Die Institute der Theologischen Fakultät sind im ehemaligen Mägdeleinhaus (Haus 25) untergebracht.

Text: Nicole Kirbach

Foto: Archiv der Franckeschen Stiftungen



Blick vom Historischen Waisenhaus über den Lindenhof zum Pädagogium der Franckeschen Stiftung, Stich, ca. 1750

Eine literarische Schnitzeljagd

hastuzeit-Redakteurin Akua berichtet, wie sie auf der Suche nach Büchern durch die hallische Bibliothekenlandschaft geführt wurde.

Ein Vortrag über das Kloster Ammendorf in meinem ersten Semester an der Uni. Damit hat alles angefangen: das Gerenne, die Verwunderung, die letztendliche Verwirrung. Das Kloster Ammendorf ist ein kleines Kloster, das am 23. Dezember 1264 im Örtchen Ammendorf gegründet wurde. Heute ist Ammendorf ein Vorort von Halle, und es war der in dem kleinen Kloster ansässige Bettelmönchsorden, der die heute noch zu bestaunende Sankt Ulrichskirche in der Innenstadt Halles erbaute.

Dass es mich mehrere Wochen kosten würde, bis ich diese lapidar klingenden Fakten herausgefunden hatte, ahnte ich zum Zeitpunkt der Themenvergabe noch nicht. So schwer konnte das schließlich nicht sein. Man setzt sich hin, stellt den Computer an, ruft die Seite der Universitäts- und Landesbibliothek (ULB) auf und tippt ins Suchfeld des OPAC (Online Public Access Catalogue) »Ammendorf« ein. Die Liste, die nun erscheint, war bei mir recht kurz. Der OPAC kannte 48 Titel, von denen nur einer viel versprechend klang: »Ammendorf. Von den Anfängen bis zur Gegenwart«. Dieses Buch musste ich in der ULB bestellen und konnte es dann ein paar Stunden später abholen. Bestellen? Genau, mit über 5,42 Millionen Büchern und ihrer 300-jährigen Geschichte ist die ULB die größte wissenschaftliche Allgemeinbibliothek in ganz Sachsen-Anhalt. Dass da nicht jedes Buch in einem für die Studierenden zugänglichen Regal steht, ist verständlich – vor allem, da es insgesamt 24 Zweigbibliotheken gibt: Von Ha 1, der Zweigbibliothek des Vorderen Orients und der Ethnologie bis Ha 179, der Zweigbibliothek der Europäischen Aufklärung, reicht die Bibliothekslandschaft.

Zum Giebichenstein musst du gehen

Weil ein Buch für einen Vortrag und die folgende Hausarbeit nicht sehr überzeugend und auch nicht sehr ergiebig war, schlug ich das Literaturverzeichnis des Ammendorf-Buches auf und wurde fündig: Viele Hinweise und Anmerkungen hatte der Autor dem Urkundenbuch der Stadt Halle entnommen. Dieses aber befand sich nicht in der ULB, sondern in der Zweigbibliothek für Geschichte, Kunstgeschichte und Japanologie (Ha 18) in Kröllwitz. Nicht so schlimm, dachte ich. Es ist ja Sommer, und du hast ein Fahrrad! Also aufgestiegen und über die Peißnitz

und an der Saale entlang gefahren, über die Kröllwitzbrücke und dann zu Fuß die vielen Treppen zur Bibliothek hinauf. Von der Saaleterrasse des dortigen Restaurants kann man an klaren Tagen über ganz Halle blicken und dazu die wunderschöne Burg Giebichenstein sehen, die dort mächtig auf den Felsen über der Saale thront und der Fachhochschule für Kunst und Design ihren Namen gibt.

Die Zweigbibliothek der Geschichte zeigte sich an diesem Tag aber grau und wenig einladend: ein Bau im nüchternen Stil gehalten, mit knarrendem Boden und jeder Menge alter Bücherregalen, in denen derzeit 228.257 Bücher und Nachschlagewerke für den angehenden Historiker zu finden sind. Es lässt sich hier gut arbeiten, aber lange Zeit blieb ich nicht. Auf meiner Liste stand noch ein anderer Titel, der in der Ha 26 zu finden war.

Eine Zeitreise musst du überstehen

Ha 26? Das ist die Zweigbibliothek der Altertumswissenschaften am Universitätsplatz 12. Da wurde ich schon ein wenig stutzig. Drei Standorte und nur ein Thema zu bearbeiten? Ich folgte also der Spur meiner Signaturen, die mich ins Robertinum führte, zu



den Büchern Ovids und Aristoteles'. Vorher hatte ich schon einige Male in der Zweigbibliothek der Rechtswissenschaften (Ha 11) – auch Juridicum genannt – gegessen und gearbeitet. Sie ist eine der modernsten Zweigbibliotheken in ganz Halle. In dem Gebäude, das durch seine Schlichtheit, Klarheit und geradezu professionelle Atmosphäre begeistert, findet der moderne Student alles, was das Bibliothekshertz begehrt – neuerdings sogar eine vollautomatische Schlüsselausgabe für den Spind. Geht man durch das lebhaftes Foyer und über die Treppen oder per Aufzug in eines der Stockwerke, präsentieren sich dort ordentliche und übersichtliche Bücherregale, klar gegliederte Arbeitsbereiche und ein beeindruckender Blick von der obersten Etage.

Dagegen wirkt die Zweigbibliothek der Altertumswissenschaften wie ein Zeitsprung um ein paar hundert Jahre. Knarrende Holzstühle und Marmorstatuen, wie man sie aus Reportagen über Athen und Rom kennt. Ein freundlicher Bibliothekar, der jedoch gar nicht daran denkt, ein ihm gereichtes Buch mit einem Lesegerät einzuscannen, sondern auf einen Zettelkasten zeigt und darum bittet, erst einmal

die Ausleihkarte auszufüllen. Bei vier Bänden dauerte das seine Zeit, aber schließlich befand ich mich atmosphärisch auch im Altertum, weshalb moderne Computer fehl am Platz gewesen wären. Die vielen Zettelkästen mit ihren teils noch mit Federhalter geschriebenen Karten wirkten dagegen geradezu charmant.

In den Süden wird der Wind dich wehen

Als ich meine Bücher dann hatte, schaute ich wieder auf meinen Zettel und bekam fast einen Schlag. »Ha 10« stand dort geschrieben – die Zweigbibliothek für Erziehungswissenschaften, Theologie, Medien- und Kommunikationswissenschaften und Jüdische Studien in den Franckeschen Stiftungen. Ich kam mir wie ein Detektiv vor, der Codes folgte, um dem Rätsel Kloster Ammendorf näher zu kommen. Ich radelte zu den Franckeschen Stiftungen, verlief mich zwischen den vielen Häusern – betrat auch einige in der Hoffnung, die von mir gesuchte Bibliothek zu finden, und landete dann schließlich nach einigem Hin und Her in der gewünschten. Ebenso modern wie das Juridicum zeigte sich diese Bibliothek, doch etwas lebhafter durch die blauen Geländer, die großen Topfpflanzen und dazu die summende Geschäftigkeit der vielen Studenten.

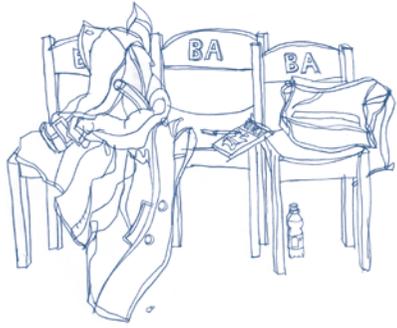
Es war ein Freitag und bereits 14.00 Uhr, als ich diese Bibliothek verließ, und noch war ich nicht am Ende meiner Suche. Eines der wichtigsten Bücher, die Stadtchronik von Halle, stand in der Zweigbibliothek der Sozialwissenschaften. Hätte ich den Zettel zu Beginn meiner »Schnitzeljagd« ordentlich gelesen, hätte ich mir einen Umweg erspart, denn vom Campus ist es bis dahin nicht weit. So aber stand ich erst nach einer weiteren anstrengenden Radtour vor dem traurigsten Haus der ganzen Straße, das leicht an den vergitterten Fenstern zu erkennen ist. Leider hatte die Bibliothek seit Punkt 14 Uhr geschlossen! Hallische Bibliotheken haben eben ihre ganz eigenen Regeln.

Was mich und meine Hausarbeit angeht: Ich konnte dank der Zweigbibliotheken das Rätsel um Ammendorf umfassend lösen und habe zudem gelernt, mit was für einer vielfältigen Bibliothekslandschaft unsere Studienstadt Halle uns verwöhnt.

Text: Akua Osei-Dwomoh
Illustration: Christoph Koester

Die Masterbolognese

Am 7. August wurde die »Master für alle«-Petition beim deutschem Bundestag eingereicht. Doch was ist daraus geworden?



Jedem Bachelorabsolventen solle ein Masterplatz zugesichert werden, »unabhängig von Note, Herkunft und sozialem Stand«.

Die Werbetrommel für die Sammelpetition wurde laut gerührt. In einschlägigen Foren wurde auf die Präsenz des Themas hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, dass jede Stimme zähle. Seitdem ist einige Zeit vergangen, und ein jeder fragt sich, was denn mit seiner Unterzeichnung passiert ist. Wie erfolgreich war die Unterschriftensammelei? Und wieso wird dieses Problem eigentlich so heiß diskutiert?

Die Kür geht, die Pflicht bleibt

In der Bologna-Reform wird ursprünglich davon ausgegangen, dass der berufsqualifizierende Bachelor völlig ausreicht, um Hochschulabsolventen für den Arbeitsmarkt fit zu machen. Der Master soll nur für eine Handvoll Studierende infrage kommen. Soweit die Theorie, praktisch muss sich der Bachelorabschluss aber erst einmal bei den Personalchefs dieses Landes als ausreichend durchsetzen. So tendieren viele Studierende dazu, den Master anzuschließen.

Ein schwieriges Unterfangen, wenn man weiß, dass ca. 80 Prozent der universitären Kapazitäten für den Bachelor verbraucht werden. Für ein umfangreiches Masterprogramm fehlt in den meisten Hochschulen schlichtweg Geld und Personal. Das bedeutet, dass nur die Besten eines jeden Jahrgangs Zugang zu den Master-Studiengängen haben werden.

Die Kür geht, die Pflicht bleibt – so die Befürchtung. Die Petition hat Wellen geschlagen, 42.740 Gleichgesinnte unterstützten den Antrag der Hauptpetentin Anna Hittmeyer. Eine enorme Zahl, doch für die Anhörung in einer öffentlichen Ausschusssitzung hätten 50.000 Un-

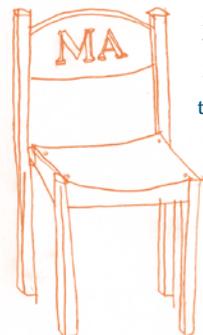
terschriften gesammelt werden müssen. Seit dem Einreichdatum ist die Petition laut deutschem Bundestag »in parlamentarischer Bearbeitung«. Nicht nur, dass sich das Verfahren in die Länge zieht, höchstwahrscheinlich wird der Ausschuss des Bundestages auch keinen großen Umbruch vollbringen. Denn das Thema ist grundsätzlich Ländersache.

Großes Zugangs-Wirrwarr

Dabei schreibt kein Bundesland eine Quotenregelung vor bzw. ist dies per Gesetz sogar verboten. Allerdings kann das Land der Hochschule eine Empfehlung geben, was wiederum zu einer »versteckten« Übergangsquote führt. In Berlin wurde so bereits eine rechnerische Quote von 70 Prozent vereinbart. An der MLU Halle gibt es neben zulassungsfreien Masterangeboten, wie etwa Agrarwissenschaften, Chemie oder Geschichte, auch zulassungsbegrenzte Masterplätze. Für den BWL-Master etwa wird eine Examensnote von mindestens 2,5 verlangt. Bei der Bewerbung um einen Psychologiemaster wird sogar eine Rangliste mit jedem Bewerber erstellt, die Abschlussnote, praktische Erfahrungen und Motivationsschreiben einbezieht.

Weitere individuelle Regelungen zwischen Land und Lehranstalt werden wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen, denn der große Schwung der Bachelorabsolventen steht noch bevor. Folge ist ein bundesweites Master-Zugangs-Wirrwarr. Nicht nur, dass man sich dann durch den Dschungel der einzelnen Zugangsvoraussetzungen hangeln muss: Ebenso werden, wie beim Bachelor, Mehrfachbewerbungen eine zusätzliche Belastung für die Hochschulen darstellen.

Doch die Unterschrift eines jeden Einzelnen für die Petition war nicht umsonst. Denn jetzt ist die Problematik der Öffentlichkeit bekannt und wird diskutiert. Effektiver wäre es aber, eine solche Petition in jedem einzelnen Bundesland einzureichen. Das erfordert aber neben einer guten Organisation eine beachtliche Menge an Zeit. Und letzteres haben Studierende ja bekanntlich nicht.



Text: Yvette Hennig
Illustration: Theresa Grieben

Studienbedingungen verbessern, aber wie?

Zwischen Besetzung und Tag X:
Studentisches Engagement hat viele Gesichter.

Stell Dir vor, du hast ein paar Gäste eingeladen, die wollen am Ende der Party einfach nicht gehen. Erst redest Du ihnen gut zu, dann rufst Du Security-Personal, aber ein gutes Dutzend weigert sich trotzdem – und bleibt. Erst nach ein paar Stunden zieht die Meute ab.

So sah am 9. Juli eine Aktion von Studierenden aus. Nur war der Ort des Geschehens nicht Deine Wohnung, sondern eine Zweigbibliothek der Universität. Die Kommilitonen wollten mit ihrem Starsinn längere Öffnungszeiten in der sozialwissenschaftlichen Bibliothek bewirken und hatten sich verabredet – um gemeinsam länger zu lernen. Also kein Partytag, sondern der Versuch, etwas zu verändern in »Ha 98«.

Zumindest für diesen und einen weiteren Abend konnten alle länger bleiben, beaufsichtigt von Wachpersonal. Doch nach wie vor schließen sich die Türen in der Emil-Aderhalden-Straße 45 bereits um 18 Uhr von Montag bis Donnerstag, freitags schon um 14 Uhr. Anders als im Juridicum oder der pädagogischen Bibliothek. Auch ansonsten gibt es Unterschiede: Die sozialwissenschaftliche Bibliothek ist eher unübersichtlich. Das kommt vor allem daher, dass hier sehr viele Bücher nicht in einem Zweckbau, sondern in einem norma-

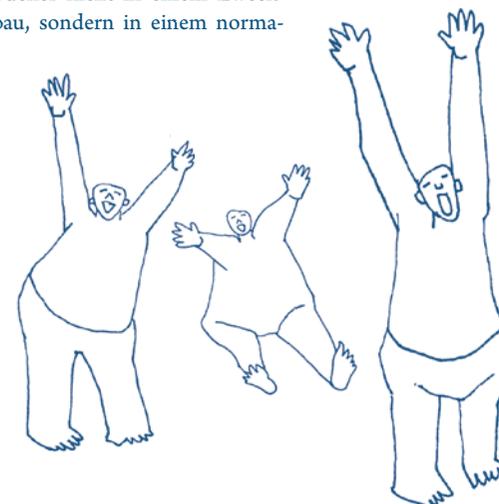
len Gebäude untergebracht sind. Viele kleine Räume reihen sich aneinander, dazwischen immer wieder ein oder zwei Tische. Eine Notlösung bis zum Tag X. An diesem Tag wird das Geistes- und Sozialwissenschaftliche Zentrum (GSZ) eröffnet. Ein großes Gebäude mit Vorlesungssälen, Seminarräumen und Platz für die in der Stadt verstreuten Bibliotheken. Bisher ist es allerdings noch nicht gebaut.

Der Verweis auf das GSZ wird seit Jahren klagenden Studierenden gegenüber vorgebracht. Das war es wohl auch, was die Gruppe im letzten Semester veranlasste, so unorthodox zu protestieren. Bis zur Fertigstellung des GSZ werden wohl noch ein oder zwei komplette Bachelor-Jahrgänge die Universität passieren, ohne diesen Tempel der Geisteswissenschaften je betreten zu haben. Elise Geyer, Politikstudentin und Fachschaftsärztin, nahm sich angesichts der Bibliotheksbesetzung dieses Themas an. »Die Bibliothek ist ein wichtiger Ort«, lautet ihre Meinung. Wer lernen wolle, müsse sie einfach benutzen können. Das geht allerdings nur innerhalb der Öffnungszeiten, ansonsten jedoch nicht ausleihbar sind. Schlimm trifft es die Bachelor-Generation: Sie sitzt in einer Zwickmühle. Denn die Zeiten von Vorlesungen und Seminaren, in denen nun oft Anwesenheitspflicht herrscht, decken sich mit den Öffnungszeiten der Bibliothek. Sobald man alle Veranstaltungen absolviert hat, macht die Bibliothek bald schon zu. Davon abgesehen gilt: Wenn die Immatrikulationszahlen, gerade in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengängen der MLU, weiterhin so stark wachsen, müssen die Bibliotheken entlastet werden.

Um das zu erreichen, setzte sich Elise mit der Bibliotheksleitung in Verbindung. Diese stellte daraufhin einen »Antrag auf Erweiterung der Mittel«. Von der Universitätsleitung kam allerdings noch nichts zurück – bis heute. An diesem Punkt heißt es ansetzen. Es muss die Kommunikation mit der Universitätsleitung sowie der Bibliotheks- und Institutsleitung gesucht werden. Von den Studierenden selbst. Dann werden bessere Studienbedingungen vielleicht irgendwann Wirklichkeit.

Text: Julia Solinski
Illustration: Anka Büchler

Protest
Die Bibliothek
ist ein
wichtiger Ort



Es brennt in Österreich

In Wien besetzten Studierende das Audimax. Ihr Protest bringt die europäische Bildungsbewegung wieder in Schwung.

Die **Spezialvorlesung** für Biologiestudenten in Physik hatte gerade begonnen, da stürmten mehrere hundert Personen in das Auditorium Maximum der Universität Wien. Sie hatten sich kurz zuvor zu einer Demonstration versammelt, die vor allem die prekäre Lage der Bildung in Österreich anprangern sollte. Im Audimax musste der Dozent das Pult räumen und es wurden Anliegen und Forderungen verlesen. Im Anschluss fragt eine Rednerin in die Masse ihrer Kommilitonen, ob man das Audimax besetzen wolle. Zwei Drittel sind dafür. Der Sicherheitsdienst der Universität und die Polizei probieren die Besetzung zwar aufzulösen, doch Reden und Sitzblockaden verhindern ihren Erfolg. Nach einem Plenum legen am Abend DJs auf und eine Punkrockband spielt. Seit dem 22. Oktober ist das Audimax in Wien besetzt.

»Nur Chuck Norris schafft sein Studium in der Regelstudienzeit.«

Der Spruch, der auf einem Transparent im besetzten Audimax steht, spiegelt nur eines der Probleme wieder, um die es Studenten wie Jakob geht. Auch er nächtigt in der Universität und engagiert sich für »unibrennt«, die Initiative, die den Protest in und über Österreich hinaus organisiert und vorantreibt. Ihr Name beschreibt bereits die Lage, in der sich die Hochschulen im Alpenstaat befinden. Es brennt an allen Stellen und eine Löschaktion ist nirgendwo in Sicht.

Für Jakob sind daran vor allem Politiker schuld, die die Bildungsdebatte mit viel Zynismus führen: »Unser Wissenschaftsminister hat das Universitätsgesetz im Oktober weiter verschärft und in den Medien laut über ‚zu viele Studierende und weitere Zugangsbeschränkungen‘ nachgedacht«. Dabei sei die Situation an den Hochschulen sowieso schon katastrophal. Das Betreuungsverhältnis an den Universitäten liegt im Schnitt bei 109 Studierenden pro Professor. In der Hauptstadt sind es sogar 300. »Seit Jahren werden Unis finanziell ausgehungert«, bemerkt Jakob und meint zudem, dass »Entdemokratisierungs- und Ökonomisierungstendenzen ihren Teil zur



unibrennt.at

Unzufriedenheit beitragen.« Der Protest in Wien kam also nicht plötzlich, sondern hatte sich über Jahre hinweg angestaut. »Die Studierenden waren seit langer Zeit wirklich sauer und warteten nur auf ein Ventil«, meint Jakob.

Zaghafte Zugeständnisse

Reizfigur des Protestes ist Österreichs Wissenschaftsminister Johannes Hahn. Anders als in Deutschland sind die höchsten Bildungseinrichtungen im Alpenstaat keine Länder-, sondern eine Bundesangelegenheit. Hahn ist also Herr über alle Hochschulen – allerdings nicht mehr lange. Wie unlängst bekannt wurde, ist er der designierte EU-Kommissar für Österreich und wird seinen Posten räumen. Auch in Hinblick auf den Protest scheint dies keine unbedingt schlechte Nachricht, denn die Fronten zwischen Wissenschaftsminister und Studierenden sind verhärtet. So traf man sich in der Woche nach der Besetzung des Audimax zwar mit Vertretern der Österreichischen HochschülerInnenschaft (ÖH), erzielte dabei aber wenige Erfolge. »Inhaltlich sind wir uns keinen Schritt näher gekommen. Außer schwammigen Ausflüchten hatte der Minister nicht viel zu bieten«, sagt Thomas Wallerberger von der ÖH-Bundesvertretung, die zugleich andere Politiker zum Handeln aufforderte: »Hahn hat ausgedient – Bildung muss jetzt Chefsache werden.«

Ein erster Schritt der Annäherung wurde, auch auf Drängen des österreichischen Bundeskanzlers Werner Faymann hin, indes unternommen. Man stellte 34 Millionen Euro aus einer Notfallreserve für die Hochschulen bereit, was die Seite der Studierenden jedoch nur als ein Tropfen auf dem heißen Stein sieht. »Zur tatsächlichen Linderung der chronischen Unterfinanzierung der Universitäten wäre



Deutliche Meinungsäußerung – Studierende in Wien bei einem Interview mit Wissenschaftsminister Johannes Hahn

ein Betrag mit einer Null mehr notwendig«, meint Thomas Wallerberger von der HochschülerInnenschaft. Bei einem anderen Punkt jedoch bleibt Kanzler Faymann noch härter. Eine »Art von Zugangsregelung« hält er für unausweichbar. Es geht also noch viel Konfliktpotential.

Zuspruch und Solidarität

Die Probleme, die in Wien und anderen österreichischen Städten angeprangert werden, sind in Deutschland nicht unbekannt. Bereits im Sommer gab es bundesweit Bildungsstreiks und Besetzungen. Auch an der Martin-Luther-Universität blockierte man mehrere Tage lang das Melanchtonianum. Der StuRa der MLU erklärte sich kurz nach dem Beginn der Proteste in Österreich solidarisch. In der Erklärung des Gremiums heißt es: »Schließlich geht es uns wie den gerade Streikenden in Wien – wir wollen und können die Folgen der verfehlten Bildungspolitik seit der Durchsetzung des Bolognaprozesses an unserer Hochschule sowie die ständigen Mittelkürzungen nicht mehr hinnehmen.«

Jakob erzählt noch von weitaus mehr Zuspruch: »Solidarisierungserklärungen kommen aus allen Ländern der Welt. Mittlerweile werden auch schon Unis in anderen Ländern besetzt.« In Deutschland wurden zum Beispiel in Heidelberg, Potsdam und Mainz Räumlichkeiten der Hochschulen okkupiert und man zeigt sich hoffnungsvoll in Bezug auf den Fortgang der Studentenbewegung. »Wir sind optimistisch«, sagt Jakob, »dass durch ein Lauffeuer der Proteste, die Studierendenschaften der einzelnen Länder miteinander vernetzt werden können, um ihren Forderungen nach freier, staatlich finanzierter, emanzipatorischer und demokratischer Bildung Nachdruck zu verleihen.«

Wo geht es hin?

Es stellt sich die Frage, ob über Solidarität und gegenseitigen Zuspruch hinaus, die Bildungsdiskussion eine Basis bekommen kann, die das Thema auch außerhalb von Studierendenkreisen auf die Agenda setzt. Der Bolognaprozess an sich wird nicht aufzuhalten sein und die Verbesserungen der Bedingungen können nur langsam geschaffen werden. Bemühungen sind von allen Seiten zu erkennen, wenngleich sich Kultusminister und Hochschulrektoren den »Schwarzen Peter« gerne gegenseitig zuschieben. Es ist der Erfolg der Studierendenproteste, dass wieder intensiver über Bildung nachgedacht wird und es muss zukünftig ein Ziel sein, auch andere Gesellschaftskreise in die Debatte zu involvieren und in Zeiten, in denen die finanziellen Möglichkeiten überall beschränkt sind, eine breite Basis für drastisch erhöhte Ausgaben in den Bildungssektor zu gewinnen.

Dies kann allerdings nur gelingen, wenn den Besetzern in den Hörsälen nicht irgendwann die Luft ausgeht. In Linz, der Partneruniversität der MLU in Österreich, wurde unlängst die Okkupation des größten Hörsaals aufgegeben, weil man keine Einigung mit der eigenen Hochschulleitung erzielen konnte. In Wien dauert der Protest indes an und es scheint auch Spaß zu machen, im Auditorium Maximum. Neben Kabarett-, Karaoke- und Filmabenden gehören auch musikalische Acts zum festen Rahmenprogramm. So legen des Öfteren DJs in den besetzten Räumlichkeiten auf und die ein oder andere Band schaut auf Einladung vorbei – frei nach dem Motto: »Eine Revolution ohne Tanz, ist eine Revolution, die sich nicht lohnt.«

Text: Julius Lukas
Foto: Lorenz Hausleiter



Mein schlimmster Alptraum: Opa Hans stirbt aus

An dieser Stelle offenbart Euch die *hastuzeit* ihre schlimmsten Alpträume. Friederike erzählt, warum sie auf einem Spielplatz plötzlich Angst bekam.

Da war ich. Mitten auf einem Kinderspielplatz. Neben mir meine Freundin Sophie und im Sand halb vergraben ihre Tochter. Während Sophie ihrem Dreikäsehoch erklärte, dass man nicht jedes Tierchen mal gekostet haben müsse, brüllte es von der Bank neben mir: »Jeremy, lasse du das Kind ooch mal schaukeln!« Jeremy gab völlig genervt seine so hart erkämpfte Schaukel auf. Weniger erschrocken von der Art und Weise der Mutti, ihrem Sohn die Spielplatzdemokratie näher zu bringen, kroch in mir ein viel grauslicherer Gedanke hoch. Jeremy wird mal groß, und er wird vielleicht auch mal Vater und, wenn alles gut läuft, auch Opa! Die Vorstellung, dass seine Enkeltochter ihn Opa Jerry ruft, verursacht bei mir Gänsehaut. Und es wird nicht besser, Opa Kevin oder Opa Justin sind keine attraktiveren Alternativen. Kurz werde ich in die Gegenwart zurückgeholt. Eine kleine Kinderhand verteilt eine braune klebrige Masse auf meinem Bein. Noch völlig benebelt von meiner Erkenntnis,

bemerke ich kaum, wie der Papa eilig angerannt kommt. Mit strenger Stimme weist er seinen Sohnmann darauf hin, dass das nicht so ginge: »Atticus! Sag der Tante, dass es dir leid tut!« Atticus? Und jetzt war ich völlig verwirrt. Nicht nur, dass jetzt auch Atticus im Takt zu Jeremys Geschrei anfang loszubrüllen, jetzt kamen auch seine kleinen Spielkameraden Vigo und Lazlo an, um Atticus den nötigen Halt in einer solch unangenehmen Situation zu geben. Erschrocken stelle ich fest, dass wir uns nicht nur in eine Zwei-Klassen-Gesellschaft aufspalten, nein wir steuern auch zielgerichtet eine Zwei-Namen-Gesellschaft an. Und jetzt meine Bitte: Denkt bei der Namensgebung Eurer Sprösslinge nicht nur an die süßen Spitznamen, die man daraus machen kann, denkt bitte auch daran, dass sie vielleicht auch einmal Opa werden. Es muss ja nicht gleich »Hans« sein.

Text: Friederike Stange
Foto: Martin Fladerer

Israel, quo vadis?

»Israel ist militaristisch, fremdenfeindlich und besessen vom Trauma des Holocaust. Israel ist der Auschwitz-Staat, dessen Kultur ein Trauma und dessen Seele ein Hort des Schreckens ist, immer und überall.«

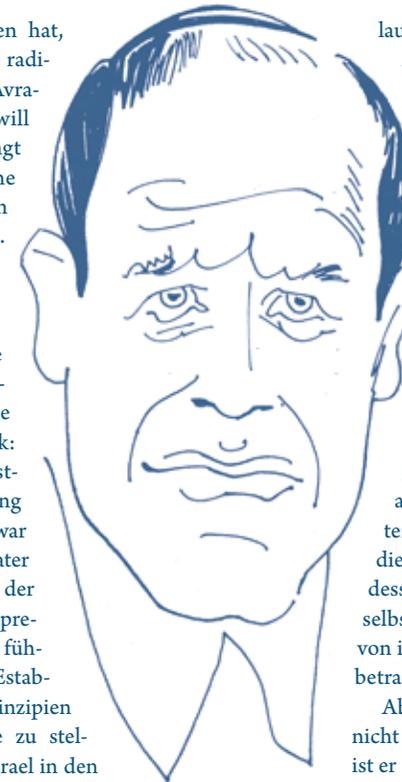
Jedem, der Hitler besiegen gelesen hat, stockt der Atem. Dieses Buch ist radikal, revolutionär und polemisch. Avraham Burg provoziert gezielt. Er will Kontroversen auslösen, das gelingt ihm. In Israel hat sein Buch eine Welle der Entrüstung quer durch alle politischen Lager ausgelöst. Warum?

Der Jude mit dem deutschen Vater
Es ist die Person des Autors, die den besonderen Gehalt dieses Werkes ausmacht. In Israel ist der Name Burg eine feste Größe in der Politik: Sein Vater, ein deutscher Holocaust-Überlebender, war 30 Jahre lang Innen- und Religionsminister; er war Soldat in einer Eliteeinheit, Berater von Shimon Peres, Vorsitzender der Jewish Agency und Parlamentssprecher. Somit hat zum ersten Mal ein führender Vertreter des politischen Establishments gewagt, die zentralen Prinzipien israelischer Staatsraison in Frage zu stellen. Ausgerechnet er: Er, der für Israel in den Krieg gezogen ist. Er, der einmal der Vorderste unter den Zionisten war. Er, der Jude mit dem deutschen Vater.

In seinem Buch geht es um individuelle Erinnerung und kollektive jüdische Identität, aber auch um eine politische Analyse des Nahen Ostens. Für Burg befindet sich Israel auf einem Irrweg: »Israel hat Muskeln entwickelt, keine Seele«, schreibt er. Man kultiviere die Einzigartigkeit des Holocaust und stilisiere Auschwitz zur Entschuldigung und »Triebkraft jeglichen Handelns.« Durch Nazi-Attribute überhöhe man heute die Palästinenser zum überlebensgroßen Feind und werde so selbst zu den Nachfolgern der deutschen Massenmörder.

Bismarck und der Gaza-Streifen

Ist dieser Mann nun ein Post- oder der personifizierte Antizionist? Er ist ein Provokateur, der das Fass zum Über-



AWRAHAM BURG

laufen bringt: Er vergleicht die Bismarcksche Annexion der Provinz Elsass-Lothringen mit der israelischen Besetzung der Westbank und des Gaza-Streifens. Die patriotische Presse schrieb damals, die Umerziehung der Elsässer werde mit der Peitsche beginnen. »Sie müssen eine harte Hand zu spüren bekommen.« Diese befremdenden Zitate der deutschen Presse aus dem Jahr 1870 überträgt er auf das Jahr 2009 – auf Israel. In seinem Land verwende man nun die rhetorische Formel: »Araber verstehen nur Gewalt.«

Hat er nun Recht mit seiner radikalen Kritik, oder ist er über das Ziel hinaus geschossen? Darüber kann man geteilter Meinung sein. Es gibt diejenigen Israelis, die Burgs Widersprüche zum Zionismus und dessen Konsequenzen als Resultat einer selbstkritischen Auseinandersetzung mit den von ihm mitbestimmten politischen Prozessen betrachten.

Aber es gibt auch Israelis, die Burgs Thesen nicht verstehen. Das ist die Mehrheit. Für sie ist er ein Deserteur, kein Israeli mehr. Bei ihnen sitzt der Schmerz tief. Die Öfen von Auschwitz werfen bis heute ihre langen Schatten auf die israelische Gesellschaft, die sich geschworen hat: Nie wieder. Nie wieder Auschwitz, auch nicht im Ansatz.

Herzen, Mund und Augen

Darum geht es auch Avraham Burg. Er will den Holocaust als ewiges Menetekel des jüdischen Selbstverständnisses auslöschen. Ihm geht es nicht um Geschichte, es geht ihm um die Zukunft. Er will »Herz, Mund und Augen für eine neue Vision öffnen.« Ist ihm das mit seinem Frontalangriff gelungen? Ja und nein. Auf jeden Fall beginnt jeder, der *Hitler besiegen* gelesen hat, nachzudenken und zu hinterfragen.

Text: Dominik N. Peters
Illustration: Oliver Thie

Generation Fragezeichen

Jeder Jahrgang hat seine Eigenheiten, seine Probleme, seine Interessen. Doch wer sind wir?

Wir sind Studenten. Junge Menschen, die den größten Teil ihres Alltags mit Arbeiten verbringen. Die Naturwissenschaftler rechnen. Die Juristen lesen Gesetze und Paragraphen. Die Mediziner lernen Merkmale, um Krankheiten zu erkennen. Jeder hat seine Aufgaben, die oft mehr Zeit in Anspruch nehmen als ihm lieb ist. Doch wer sind wir neben dem Unileben? Was für Menschen stecken hinter den Büchern, Laptops und Kaffeebechern, die uns tagtäglich begegnen? Was bewegt uns? Was sind wir also für eine Generation? Und welche wollen wir gerne sein? Inwiefern unterscheiden wir uns von vergangenen?

Generationsrückblick

Lore Koehn, Geburtsjahr 1942, war selbst in den 70er Studentin in Leipzig und ist heute immer noch als Journalistin unter anderem bei der »Seniorenzeitung« der MLU tätig. Ihre Studentenzeit und ihre Einstellung zum Studium sahen ganz anders aus als die unsere. »Wir hatten ein ganz anderes Verhältnis zum Studieren. Wir gingen zur Uni. Das machte man einfach und versuchte es durchzuziehen und das schnellstmöglich, da wir für vier bis fünf Jahre nicht auf dem Arbeitsmarkt präsent waren.« Sie berichtet weiter: »Wir hatten in der DDR leider nicht so viele Möglichkeiten wie die heutigen jungen Menschen. Ein Auslandssemester oder Praktika außerhalb der Grenze waren undenkbar.« Aber für sie gibt es auch andere große Unterschiede: »Ich studierte Journalistik, um bei einer Zeitung arbeiten zu können. Es war jedoch selbstverständlich, dass ich nach meinem Abschluss auch eine Arbeitsstelle finden würde.« Diese Aussicht haben heutige Absolventen nicht mehr. Sie müssen sich von unbezahlten Praktika über befristete Arbeitsverträge hangeln. Wenn überhaupt. Früher war das nicht so. Lore Koehn macht sich Sorgen um die Zukunft der heutigen Studenten: »Wo soll das nur hinführen? Es wird immer weniger Geld für Bildung ausgegeben. Doch genau diese Investition ist wichtig. Ich selbst besuche noch Seminare, um mich immer weiter zu bilden.«

»Generation doof«?

Generation 68er, Generation Praktikum und und und. Das sind nur einige Beispiele. In dem Bestseller »Generation

Doof« von Stefan Bonner und Anne Weiss sind wir nur eine dumme Masse. So heißt es in ihrem Buch: »Latoya kennt in Skandinavien drei Länder: Schweden, Holland, Nordpol. Tamara-Michelle hält den Bundestag für einen Feiertag.« Sind wir so? Dummheit alleine ist zwar keine Tugend, stellt aber an sich kein allzu großes Problem dar. Der eigentliche Knackpunkt: Wir finden angeblich unsere Unwissenheit witzig. Doch stimmt das? Schaltet man durch das Fernsehprogramm, könnte man leicht den Gedanken der Autoren verstehen: Untalentierte Kandidaten bei Musikshows, die glauben, eine Popstarkarriere wäre eine gute Alternative zum Studium. Oder Pappnasen, die meinen, Paris Hilton sei ihr Vorbild.

Aber auch im Internet lässt die Blödheit nicht lange auf sich warten. Bei *Youtube* finden sich zahlreiche Videos über Jugendliche, »die einfach mal in eine Videokamera furzen«, berichtet Stefan Bonner. Von Intelligenz ist da wohl nicht mehr zu sprechen. Doch aufatmen können wir trotzdem. Schließlich sind solche Geschöpfe eher die Ausnahme und nicht prägend für eine ganze Generation.

»Generation ohne Freizeit«?

Neben verkürzten Studienzeiten, einem hohen Lernaufwand und schlechten Zukunftsaussichten bleibt wenig Zeit, sich ehrenamtlich zu engagieren und der Gesellschaft einen Beitrag zu leisten. Trotz der Fülle des Spektrums – ob in Altenheim, Partei oder Umweltorganisation – können die meisten jungen Menschen diese Aufgaben nicht wahrnehmen. Der Tag hat nun einmal nur 24 Stunden und nicht mehr. Da ist kein oder nur sehr begrenzt Platz für andere Interessen. Studierende wie Christine Rolff (21) aus Magdeburg sind eher die Ausnahme. Sie erzählt: »Neben dem Studium habe ich nur sehr wenig Freizeit. Es ist mir wichtig, auch einen Ausgleich zum Lernen zu finden. Am Anfang dachte ich, dass es mir reicht, nur ein bisschen Sport in einem Verein zu treiben. Tennis, Yoga oder Laufen. Dann kam mir die Idee, selbst ehrenamtlich eine kleine Gruppe von Kindern zu trainieren. Das macht nicht nur mir Spaß, sondern auch den Kleinen.« Engagement ist ein bedeutendes Thema für Studenten. Denn kaum jemand möchte nur noch seine eigenen Ziele und



seine eigene Karriere verfolgen. Wichtiger ist es, auch für seine Mitmenschen da zu sein. Doch fehlt einfach der zeitliche Raum für solche Tätigkeiten.

»Generation Fragezeichen«?

Doch was genau sind wir nun für eine Generation? So pauschal lässt sich das wohl kaum sagen. Wir sind keine

Generation, die sich auf einen Nenner bringen lässt. Sondern eher eine Multigeneration. Studenten, Jugendliche, junge Erwachsene, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Wir sind Menschen, denen fast alle Türen offen stehen. Die Welt liegt uns zu Füßen, und wir müssen entscheiden, was wir mit dieser großen Chance anfangen und wie wir sie nutzen wollen. Statistiken zeigen, dass die Zahl der studienbezogenen Auslandsaufenthalte stark nach oben geht. Von 2007 bis 2009 stieg die Quote noch einmal um drei Prozentpunkte auf knapp über ein Viertel der Studierenden an. Allerdings ist dieses Plus stark abschlussabhängig. Während in Diplom- und Magisterstudiengängen große Zuwachsraten erzielt wurden, stagniert die Zahl der Bachelorstudierenden, die bereits ein Auslandssemester absolviert haben, bei 15 Prozent. Wie kommt das? Haben wir Angst vor der Ferne? Mauern im Kopf, die wir nicht überwinden können? Sprachliche Differenzen oder finanzielle Probleme? Oder passt ein halbes Jahr Auslands-erfahrung nicht in das Studiensystem?

All das können Hindernisse sein. Doch unsere Generation hat fast unbegrenzte Möglichkeiten, sich frei zu entfalten. Doch was wir am Ende für eine Generation sind oder waren, das können nur die folgenden beurteilen. Eines ist aber sicher: Wir werden unseren Weg finden. Es gibt keine Mauern, die wir nicht durchbrechen können.

Text: Anne Klein
Illustration: Mia Ewald



Viele sprechen vom Helfen.

Kein Tabu und doch keine Option

Die Möglichkeit der Pränataldiagnostik führt zur frühen Erkennung des Down-Syndroms.

Die Akzeptanz von Behinderung wird so aber geschwächt.

Unsere Gesellschaft ist barrierefrei. Integrative Kindergärten, rollstuhlgerechte Schulen und Universitäten – verglichen mit vor 20 Jahren herrschen heute nahezu ideale Bedingungen, um einem behinderten Kind ein fast normales Leben zu ermöglichen. Warum aber bekommen dann nicht alle Kinder die Chance dazu?

Fahndung nach dem defekten Chromosomenpaar

Der technische Fortschritt macht die Möglichkeiten medizinischer Verfahren grenzenlos. So kann man im Rahmen der Pränataldiagnostik (PND) Krankheiten und Behinderungen eines Kindes bereits während der Schwangerschaft feststellen. Mittels Ultraschall lässt sich früh erkennen, ob das Baby bereits im Bauch Auffälligkeiten zeigt und zum Beispiel Trisomie 21 (Down-Syndrom) haben wird. Die PND gehört mittlerweile zur Routine während einer Schwangerschaft und wird von

nur fünf Prozent aller Schwangeren abgelehnt. Bezahlt wird die PND bei Frauen ab 35 Jahren von den Kassen, da mit dem Alter auch das Risiko steigt. Wahrscheinlich sind es deshalb vor allem jüngere Frauen, die ein Kind trotz Down-Syndrom gebären: Sie haben von dem Gendefekt ihres Kindes schlichtweg nichts gewusst. Jedoch wird diese »Fahndung« nach dem defekten Chromosomenpaar auch von jungen Müttern zunehmend gewünscht. Dabei handelt es sich beim Down-Syndrom um keine schwere Krankheit, sondern um eine genetische Besonderheit. Anstatt der üblichen 23 Chromosomenpaare in allen menschlichen Zellen weisen die Zellen der Menschen mit Down-Syndrom ein zusätzliches Chromosom auf. Da das Chromosom 21 dreifach vorhanden ist, spricht man von »Trisomie 21«. Ein typisches Merkmal von Menschen mit Down-Syndrom ist die nach außen hin ansteigende (>mongoloide<) Lidachse. Wei-

terhin sind Herzfehler und eine individuell unterschiedlich ausgeprägte, meist aber leichte geistige Behinderung häufige Begleiterkrankungen. Trotz dieser Beeinträchtigungen zeichnen sich diese Kinder aber meist durch eine hohe soziale Kompetenz und Lebensfreude aus. Wird der zusätzliche Förderungsbedarf berücksichtigt, ist sogar der Besuch eines Regelkindergartens möglich. Die Diagnose »Down-Syndrom« steht einer guten Bildung schon längst nicht mehr im Weg, wie die Geschichte von Pablo Pineda zeigt. Nicht als Einziger, aber als einer der Ersten hat der Spanier einen Hochschulabschluss gemacht und dadurch einen wesentlichen Teil zur Integration Behinderter beigetragen.

Behindert und Teil der Gesellschaft

Dank politischer und gesellschaftlicher Bestrebungen ist das Thema Behinderung heute fast überall enttabuisiert. Vor allem mittels des Neunten Sozialgesetzbuchs sollen die Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe behinderter Menschen gefördert und Benachteiligungen vermieden werden. Schlagwörter wie Integration, Rehabilitation und Barrierefreiheit spielen in verschiedenen Bereichen dabei eine immer größere Rolle. Auch die UN-Behindertenrechtskonvention, die im März 2009 in Deutschland in Kraft getreten ist, verpflichtet den Staat, die »Chancengleichheit« behinderter Menschen zu fördern und ihre Diskriminierung zu unterbinden. Zum Beispiel wird in Art. 24 der Konvention das Recht auf Bildung Behinderter anerkannt. Mit der Möglichkeit, auch als Schüler mit körperlicher und geistiger Behinderung eine reguläre Schule zu besuchen, wird diese Forderung in Deutschland bereits umgesetzt. Speziell für Menschen mit Down-Syndrom existiert in Deutschland darüber hinaus eine große Lobby. Das Ziel zahlloser Initiativen und Projekte ist eine bessere Integration, Plakataktionen mit Prominenten sowie Fernseh- und Kinoproduktionen werben um das Auge der Öffentlichkeit. Problematisch am Zusammenhang PND und Behinderung aber ist der Druck auf werdende Eltern, die sich mit der Diagnose »Trisomie 21« befassen müssen. Von ihnen wird gefordert, eine Entscheidung über das Leben ihres Kindes zu treffen. Verdeutlicht wird dies durch die hohe Zahl der Schwangerschaftsabbrüche: Die Mehrzahl der Betroffenen entscheidet sich für einen Abbruch. Neben der persönlichen ist auch die rechtliche Situation dramatisch. Für Abbrüche ab der 22. Woche besteht zwar für den Arzt eine Beraterspflicht, doch die Mutter ist nicht verpflichtet, diese Beratung in Anspruch zu nehmen. Kritisch ist auch der Umstand, dass eine interdisziplinäre Beratung wie zum

Beispiel durch geschulte Sozialarbeiter nicht angeboten wird. Der Schwangerschaftsabbruch wird realisiert durch eine Injektion von Kaliumchlorid in das Herz und die Einleitung einer natürlichen Geburt.

Unnatürliche Selektion?

Doch obwohl die Diagnose »Down-Syndrom« zunächst als Schock wahrgenommen wird, können betroffene Eltern langfristig besser mit der Situation umgehen als Eltern, die von der Behinderung ihres Kindes »überrascht« wurden. Für die einen ist die PND also ein Segen, für viele bleibt sie aber ein Fluch: Vorgeburtlich führt ein auffälliger Befund meist zum Abbruch der Schwangerschaft. Entscheiden sich Eltern bewusst für ein Kind mit Down-Syndrom, werden sie im Umfeld oder Freundeskreis oft mit der Frage konfrontiert, ob sie entsprechende Voruntersuchungen nicht haben durchführen lassen – als ob es das Kind nicht geben müsste, hätten sie es eher gewusst. Hinter den Fragen lauert oft der unterschwellige Vorwurf, doch nur »aus Versehen« keine Abtreibung vorgenommen zu haben. Offensichtlich steigt die gesellschaftliche Erwartung, nur noch gesunde Kinder zu gebären. Wozu sonst hat man heute die Wahl? Aufgrund der frühzeitigen Erkenntnisse entwickelt sich ein Automatismus zwischen PND und Schwangerschaftsabbruch. Infolgedessen werden Kinder mit angeborener Behinderung als vermeidbare Last angesehen. Eine solche Denkweise wird nicht zuletzt auch durch ökonomische Kosten-Nutzen-Analysen verstärkt. Wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema kommen zu dem Schluss, dass die PND günstiger ist als der finanzielle Aufwand für Betreuung und Versorgung des behinderten Kindes. Ob gewollt oder nicht: Damit verursacht die PND eine unnatürliche Selektion vermeintlich unwerten Lebens.

Menschen mit Down-Syndrom werden heute nicht mehr vor der Gesellschaft versteckt, ihre Behinderung ist kein Tabuthema mehr. Betroffene Kinder zur Welt zu bringen, ist für viele aber dennoch keine Option.

Text: *Helena Bebert und Stephanie Schmidt*

Illustration: *Anka Bührler*

Die Verfasserinnen studieren den Masterstudiengang Medizin Ethik Recht an der MLU Halle. Die Lehrveranstaltungen in diesen Studiengang befassen sich unter anderem mit den hier vorgestellten Themen. Durch die interdisziplinäre Studentenstruktur und die Zusammenarbeit verschiedener Fakultäten bietet sich Gelegenheit zur praxisnahen Debatte.

• Weitere Informationen siehe: mer.jura.uni-halle.de



Rapper Markus Samek und sein Musiktherapeut Robert Duda.

Okma – OK Markus

Er spricht ohne Scheu über sein Handicap.
Aber viel lieber spricht er von seiner Musik.

Er trägt weder eine Aluminium-Maske vor seinem Gesicht, noch kann er von sich behaupten, er hätte schon mehrere Schießereien auf offener Straße überlebt. Doch das will er auch gar nicht. Markus Samek ist 27 Jahre alt, lebt in Wien, macht Rap-Musik unter dem Pseudonym »Okma«, und in seinem Erbgut ist das 21. Chromosom dreifach vorhanden.

Als ich ihn anrufe, verabschiedet er sich gerade von seiner Freundin. Es ist Freitagabend. Ich begleite ihn auf seinem Heimweg durch die Straßen und U-Bahnen Wiens, am Telefon. Wüsste man nicht von seiner Behinderung, man würde wohl kaum bemerken, dass er unter dem Down-Syndrom leidet. Mit seiner Freundin ist er seit über einem Jahr zusammen. Mehr verrät er mir nicht über sie. Warum auch, wir kennen uns ja erst seit drei Minuten.

So fällt es ihm am Anfang schwer, über private Dinge zu reden. Seine drei älteren Geschwister sind für ihn ein Grund, dass er trotz seiner Behinderung so selbstständig ist. »Die haben mich überall mit hin geschleift«, und deshalb sei er sozusagen als »Normaler« aufgewachsen. Für die Eltern ist seine Selbstständigkeit eher ein Problem. »Sie wollen mehr entscheiden über mich und wollen natürlich, dass ich sie öfter besuche und solche Sachen«, sagt er und verweist trotzdem im Anschluss sofort auf das gute Verhältnis zu seinen Eltern.

Dass ihm Freunde und vor allem seine Familie besonders wichtig sind, bringt er auch in seinen Liedern immer wieder zum Ausdruck. Markus Samek geht es darum, »Musik, die ins Herz geht« zu produzieren. Rapper, die mit aggressiven und obszönen Texten auf sich aufmerksam machen müssen, findet er abstoßend. Sein Ziel ist es, »die Leute zum Nachdenken zu bewegen, aber auch zum Chillen einzuladen«. Ersteres erreicht er mit Liedern wie »Wenn ich sterbe« oder mit »Mein Leben«, einem der wenigen Songs, in dem er seine Krankheit thematisiert. »Wie ich gehört habe, dass ich behindert bin, wollte ich es nicht wahrhaben. Mittlerweile bin ich anderer Meinung,

weil ich weiß, dass meine Familie hinter mir steht«, heißt es in dem Song. Dabei betont er immer wieder, dass es ihm schwer falle, über seine Behinderung Texte zu schreiben. Die Musik sei nicht nur seine große Leidenschaft, sondern stelle auch eine Form der Therapie für ihn dar.

Seine Musikkarriere hat er vor ungefähr zehn Jahren als Sänger in der integrativen Band »Echt Stoak« begonnen. Seit vier Jahren ist er jetzt als »Okma« unterwegs. Dabei wird er unterstützt durch den Musiktherapeuten Robert Duda alias »Relups«, der für die Beats verantwortlich ist. Die Texte für seine Lieder schreibt der Rapper alle selbst. Zusammen haben sie ihr erstes Album »Musikreise« aufgenommen und arbeiten bereits am zweiten Album »Multi Kulti«. »Der Name ist Programm«, verspricht Markus Samek und schließt auch, nachdem er im Juli diesen Jahres bereits als Vorband von »Frittenbude« hier gespielt hat, einen erneuten Auftritt in Halle nicht aus.

Aber auch im Ausland will er auf seine Musik aufmerksam machen und von anderen Künstlern Erfahrungen sammeln. Erfahrungen mit Menschen, die unterschiedlich mit seiner Behinderung umgehen, hat er zur Genüge gemacht. Hauptsächlich waren diese jedoch negativ. Dann entgegnet er ihnen immer: »Hey Leute, schaut uns an, wir sind Menschen, die anders, aber trotzdem Menschen sind«. Für die 90 Prozent der Schwangeren, die sich für eine Abtreibung entscheiden, sobald bei ihrem ungeborenem Kind Trisomie 21 diagnostiziert wird, kann er kein Verständnis aufbringen und findet es »einfach menschenverachtend«.

Über solche Dinge reden wir beide nun ganz offen und tabulos, denn wir sind fast angekommen bei ihm zu Hause und hatten eine Strecke quer durch die Hauptstadt Österreichs Zeit, uns kennenzulernen.

Text: Fabian Brenner

Foto: Okma

• Weitere Informationen unter:
www.myspace.com/okma66



E-Mail aus Krakau, Polen

Wie oft sehnt man sich danach, mal »rauszukommen« und Neues zu erleben. Was man im Ausland Witziges, Skurriles, Trauriges – kurz: großartig Anderes erleben kann, lest Ihr ab sofort an dieser Stelle.

Es gibt zwei Phasen des Ankommens an einen noch nicht zu eigen gemachten Ort – zumindest strukturiere ich danach die folgenden Zeilen. Die erste Phase, ich möchte sie die »äußerliche Phase« nennen, meint das rein körperliche Ankommen und umfasst ungefähr die ersten drei Wochen. Die Gedanken hängen genauso an dem, was vorher war, erledigt werden musste und zurückgelassen wurde, wie daran, was noch kommt, erledigt werden muss und was alles in dieses halbe Jahr Auslandsaufenthalt reinpassen soll. Phase 1 umfasste bei mir unter anderem: sich zu fragen, wie sich Polen trotz minimaler mundmotorischer Aktivität verständigen können; sich bei Erasmusparties zu alt zu fühlen (ich gebe zu: das hat eher mit meinem für Erasmusverhältnisse fortgeschrittenen Alter zu tun); Polens dünnwandige Bauweise zu verfluchen; sich mit Menschen aus aller Welt bekannt zu machen und sie daraufhin in Schubladen zu stecken; nach sechs Stunden Sprachkurs von einer WG-Besichtigung zur nächsten zu

hetzen und sich zu fragen: »Warum tu ich mir das noch mal an?«

Neben diesen »äußerlichen« Erfahrungen von eher befremdlichem Charakter folgt nach ca. einem Monat Phase 2, das sogenannte »innerliche Ankommen«. In dieser befinde ich mich gerade. Um es vorweg zu nehmen: Sie fühlt sich großartig an. Die kleine, szenische Bar Eszweria, in die ich mich am ersten Abend zaghaft verliebt habe, wird zur Stammkneipe erklärt (»a beer a day keeps the headache away«), aus Bekanntschaften werden Freunde, und das Polnische nimmt langsam (ich betone: langsam) Gestalt an. Mittlerweile biete ich sogar den zahllosen Touristen auf dem Rynek meine Hilfe beim Stadtplanlesen an. Mit Kaffee in der Hand und frischen Blumen auf dem Tisch schreit es diesen Sonntagmorgen – 38 Tage nach meiner Ankunft – aus mir heraus: »Ich bin da! Endlich!«.

Text und Foto: Anni Lehmann

Vorsicht, ein Trend geht um . . .

Flashmobs sind eine umstrittene Erscheinung. Auch in Halle sind sie mittlerweile angekommen.

Halle, Marktplatz. Noch völlig ahnungslos stehst Du da. Plötzlich rennt eine Person mit einem Kissen in der Hand an dir vorbei. Ihr folgen viele weitere, genauso bewaffnet. Irgendwann treffen sie aufeinander, und wie in alten Kindertagen hauen sie sich die Kissen um die Ohren. Erneut ertönt ein Pfiff. Plötzlich gehen sie alle wieder auseinander, als wäre nichts gewesen.

Du hast soeben einen Flashmob miterlebt. Einen der ersten, den es hier in Halle gab. Einige werden noch nie etwas von ihm gehört haben. Andere sehen ihn als reine Spaßaktion. Und mancher vermisst den politischen Hintergrund solcher Aktionen.

Die ursprüngliche Idee eines sogenannten »Blitzaufbaus« ist die spontane Zusammenkunft von Menschen in der Öffentlichkeit. Flashmobs haben zwar keinen expliziten Sinn, orientieren sich aber an einem Thema und dauern meist nicht länger als wenige Minuten. Davon zu unterscheiden sind die Smartmobs, die zwar ähnlich ablaufen, aber durch gesellschaftliche und politische Hintergründe motiviert sind. Smartmobs, wie die Bildungsleichen im Rahmen des Bildungsstreiks, richten sich an einen Adressaten und wollen Außenstehende auf eine bestehende Problematik hinweisen. Gemeinsam ist beiden, dass bekannte Internetplattformen als Raum zur Ideenfindung und Absprache dienen. So auch für Halle. »Ich koordiniere die Aktionen in der StudiVZ-Gruppe Flashmob Halle«, erklärt Jesko Habert. Er studiert Spanisch und Soziologie an der MLU. »Hier kann jeder Vorschläge für einen nächsten Flashmob bringen. Auf diesem Wege entstanden bereits vier Flashmobs: Im Mai dieses Jahres eine Kissenschlacht. Dieser folgten eine Müllereimeranbetung, ein Wiesenmob und ein Freeze.«

Bisher fanden sich im Durchschnitt 20 Leute zu einem spontanen Aufruf zusammen. Die meisten von ihnen waren Studenten. »Noch ist der Flashmob in Halle ein studentisches Phänomen. Aber es wäre toll, auch mal andere Leute dabei zu haben. Einen Anzugträger zum Beispiel«, meint Jesko. Eine eindeutige Motivation zur Teilnahme gibt es nicht. Einige machen aus Spaß mit, andere bezeichnen Flashmobs als so etwas wie ein Hobby. Ein Flash-



Ob Kissenschlachten oder Zeitvertreib im grünen Oberteilen – der Flashmob ist nun auch in Halle angekommen.

mob bringt jedoch nicht immer nur Spaß. Teilweise kann er auch Ärgernisse nach sich ziehen und so in Verruf geraten. In Halle gab es bisher nur kleine Probleme. Nach dem Kissenschlachtsflashmob gab die Stadt eine Anzeige gegen Unbekannt auf. Der Markt lag voller Federn.

Jesko versichert: »Es ist natürlich nicht beabsichtigt, Dreck zu hinterlassen. Das scheint meist auch zu klappen, denn bei den anderen Flashmobs kam derartiges nicht nochmal vor.«

Wie schnell das Phänomen trotzdem in Verruf geraten kann, zeigt eine missglückte Party auf Sylt im Sommer. Dort lud sich ein junger Mann per Internetplattform über 5000 Leute ein. Die Folge: eine verwüstete Insel. In den Medien wurde dieses Chaos als Flashmob bezeichnet. Die Negativpresse beeinflusst auch die Politiker. Diese diskutieren vor allem in Hamburg über ein Verbot.

»Die Sache in Sylt kann man nicht als Flashmob sehen. Die Party entspricht in keiner Weise dem Verständnis des Flashmobs. Es gab weder ein Thema, noch sind die Leute nach kurzer Zeit wieder auseinandergeschieden. Außerdem wäre es unsinnig, Flashmobs zu verbieten. Damit bricht man das Recht auf Versammlungsfreiheit.«

Solche Aktionen bleiben hoffentlich eine Ausnahme. In Halle scheint es genug Leute zu geben, die nach wie vor an Flashmobs Spaß haben. Das erkennt man vor allem an der Aktivität in der StudiVZ-Gruppe. Hier werden bereits fleißig weitere Ideen gesammelt. Also Vorsicht – erschrick Dich nicht, wenn neben dir wieder ein Pfiff ertönt. Mach doch einfach mit!

Text: Julia Kloschkewitz, Sabine Paschke
Foto: Nils Bürger, Felix Menzel

Künstlerischer Aspekt

Der Computer kann rechnen. Er kann für die Arbeit und für das Spiel genutzt werden. Vielleicht kann er aber auch mehr sein. Und vielleicht sind Computerspiele Kunstwerke.

Olaf Zimmermann, Geschäftsführer des deutschen Kulturrates, erklärte letztes Jahr Entwickler von Computerspielen zu Künstlern. Der Rat legte dabei besonderen Wert auf die Vielzahl an Individuen, die an einer Produktion von Spielen beteiligt sind. Vom eigentlichen Level- und Charakterdesigner über den Drehbuchautor bis hin zum Komponisten ergibt sich so ein breites Spektrum an Einflüssen. Computerspiele mit einer besonders hohen Qualität könne man daher als Kunstwerke bezeichnen.

Auch wenn der Bundesverband der Entwickler von Computerspielen die Games mehr und mehr in die Ecke des Kulturgutes rückt, bleibt deren künstlerisches Potenzial noch immer ein ungewürdigter Aspekt. Das Kunstforum Halle widmet bis zum 28. November, unter anderem auch zur Untermauerung dieses Anspruchs, eine ganze Ausstellung eben diesem Computerspiel.

An der Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein (HKD) betrachtet man den Aspekt etwas anders. Hier wird darauf geachtet, dass Kunst und Kreativität sich voneinander unterscheiden. Menschen, die gestalten, werden ausgebildet, um auf Knopfdruck kreativ sein zu können. Das dabei entstehende Design hat einen Zweck inne, der die Lösung eines Problems darstellt. Der Unterschied zur Kunst besteht darin, dass sie keinen Zweck erfüllen muss. Per se ist also nicht gleich jeder Gamedesigner ein Künstler.

Für Paul Kirsten zeichnet sich gutes Design dadurch aus, dass es möglichst einfach und klar ist. Er belegt den Studiengang Multimedia/VR-Design an der HKD, der mit der kreativen Arbeit im virtuellen Raum zu tun hat.

Anhand der Verwendungsformen von Programmen bekommen er und seine Mitstudenten Einblicke in die unterschiedlichen Felder des kreativen Arbeitens. Neben dem Praktizieren klassischer Künste stehen hier das Erstellen von 3D-Modellen, Internetseiten und Musikvisualisierungen auf der Tagesordnung. »Interessant wird es aber vor allem dann, wenn man Kunst mit reinbringen kann.« Kunstvolle Filmproduktionen wie *Waltz with Bashir*, die er gerne mal nachbauen würde, haben es ihm vor allem angetan. Auch in Bezug auf Computer- und Videospiele sieht er Potenzial zur künstlerischen Arbeit.

Maria Ahrens kann dem nur beipflichten. Sie arbeitet als Projektmanagerin bei der Entwicklerfirma für Computer- und Videospiele Radon Labs GmbH in der Tochterniederlassung in Halle. Die Firma ist verantwortlich für Rollenspiele wie die Drakensang-Reihe und Simulationen a la Genius Tech Tycoon. Ein künstlerischer Aspekt schwingt bei all der schöpferischen Arbeit, die ihre Kollegen leisten, meistens mit. Für jeden Spieleentwickler ist das tägliche Brot allerdings ein Risikogeschäft. Dadurch, dass sich der Erfolg immer an den Verkaufszahlen messen lassen muss, stehen alle Beteiligten permanent unter Erfolgsdruck. Bei großen Entwicklerschieden lässt es sich so manchmal gar nicht vermeiden, auf Altbewährtes zurückzugreifen, um einen möglichst hohen Absatz zu erzielen. Deshalb kommt es immer öfter vor, dass nur in kleineren Firmen wahrhaft avantgardistisch gespielt und experimentiert wird.

Vielleicht hat gerade deshalb Olaf Zimmermann Gestalter von Videospiele zu Künstlern erhoben. All die von ihm genannten Berufsgruppen kommen nun in Level 2 der Ausstellung »Schöpfung Digital« zu Wort. Unter anderem hat auch Maria Ahrens bei Workshops von ihren Erfahrungen berichten dürfen. Wer also schon immer mal wissen wollte, was eigentlich das allererste Computerspiel war, oder aber das Erwachen eines Bildes anhand von eigens dafür komponierten Stücken erleben möchte, für den ist diese Ausstellung ein Muss.

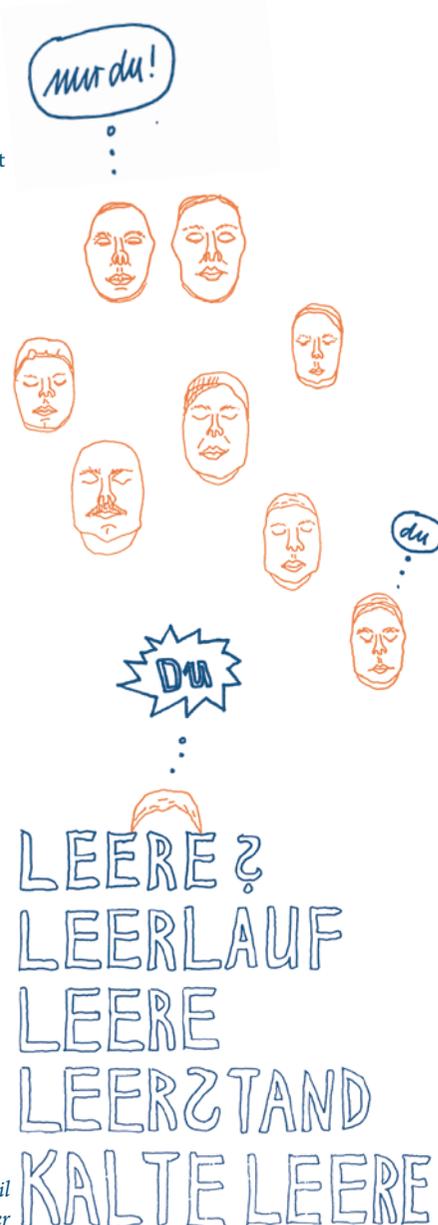
Text und Foto: Robert Dobslaw

- Schöpfung Digital –
Historie und Kunst im Computerspiel
27.10.2009 – 28.11.2009
- Weitere Informationen unter: www.kunstforum-halle.de



moment

Du hast mich verlassen, und du und du und du,
 und dich hab ich verlassen, doch was bringt es zu hassen,
 ich hör lieber zu ...
 denn was bleibt, das bin ich, etwas anders, doch ich
 Und dazu brauch ich nicht dich oder dich oder dich
 Warum sollt ich nicht Dinge lieben, wie sie sind,
 warum versuchen, was zu fassen, um zu sehen, wie's zerrinnt
 Lachend schüttelt die Blüten aus dem Haar das Kind,
 während wir so mit sammeln beschäftigt sind
 Warum ziehen und zerren, bis das Schöne entstellt,
 wenn sich zum Loslassen die perfekte Erinnerung gesellt
 Und erlebt man die totale Sonnenfinsternis,
 weiß man doch grad dann, wie viel die Sonne ist
 Und was bleibt, das bin ich, etwas anders, doch ich
 Und dazu brauch ich nicht dies oder das oder dich
 Es gibt nichts Größeres, als miteinander zu schweigen,
 sich stumm einander zu zuneigen,
 nicht immer reden, sich was beweisen,
 um Schwächen zu verbergen, die Zweifel, die leisen
 Statt in Selbstmitleid zu wühlen,
 sollt ich Lust auf Neues fühlen,
 von Tränen wird der Blick nur getrübt
 für den Moment, der doch viel mehr gibt
 Denn was bleibt, das bin ich, etwas anders, doch ich
 und dazu brauch ich nicht dies oder das oder dich
 Ja was am Ende bleibt, bin doch immer ich
 Und dazu brauch ich weder dich noch dich noch dich



Text: Johannes Keril
 Illustration: Anka Büchler

Imbissinformierer



Eine Alternative für Alternative

»Das La Ka rot – lecker vegetarian fingerfood«
 Bereits seit drei Jahren bietet der kleine Imbiss in der Ludwig Wucherer Str. 29 vegetarische Snacks für den kleinen und großen Hunger. Selbstkreiert, frisch zubereitet und nicht nur dadurch extravagant eröffnet das »La Ka rot«

seinem Gast ein Mixmenü mit Zutaten aus aller Welt. Sympathisch macht das erfrischend andere Essen und auch die alternativ gestaltete Ladenfläche. Wer auf der Suche nach etwas lecker Gesundem ist, wird hier satt werden.
 • www.lakarot.de

Zum Nachtisch

In »Kaufmann's Laden«
 Die Zeiten für Kaffee und Kuchen sind wieder da! Ob mit Familie oder Freunden, der Grund für ein leckeres Stück Kuchen muss nicht erfunden werden. Kaufmann's Laden in der Ludwig-Wucherer-Str. 55 bietet für jede Gelegenheit ein Stück Kuchen, um jedem den Tag zu versüßen. Auch für die jüngere Generation ist mit einer Spielecke

vorgesorgt. Viele Sorten himmlischer Torten lassen so manchen Besucher bei der Auswahl verzweifeln. Genießer des guten alten Geschmacks können in dem komfortabel eingerichteten Café sicher in der einen oder anderen Erinnerung schwelgen.
 • www.kaufmannsladen-halle.de



Text und Foto: Juliane Schlag

Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Seid Ihr Helden?

Das Deutsche Studentenwerk schreibt einen Preis für engagierte Studenten aus und lockt mit insgesamt 13.000 Euro Preisgeld. Unter dem Titel »Helden der Hochschule gesucht« wird 2010 zum vierten Mal der Studentenwerkspreis »Studierende für Studierende« verliehen. Nominieren kann jeder jeden, allerdings sollte auch ein entsprechender Einsatz dahinter stecken. Also schaut Euch unter euren Mitstudierenden um und findet die, die es wegen ihres Engagements verdient haben, auf der Nominiertenliste zu stehen. Bis zum 9. Januar 2010 kann man Vorschläge einsenden.

• www.studentenwerke.de

Zweite Auflage II

Menschen passen nicht in Kategorien, und Queer-Theorie geht über die Anliegen von Schwulen und Lesben hinaus. Wer schon im letzten Jahr die Vortragsreihe »que(e)r_einsteigen« besuchte, dem wird dies bekannt sein. Für alle anderen gibt es eine zweite Chance. Vom Studierendenrat finanziert und von einer interdisziplinären Initiative organisiert finden seit dem 22. Oktober im Zwei-Wochen-Rhythmus Veranstaltungen statt, die sich unter anderem mit sprachlicher bzw. symbolischer Gewalt und Überschneidungen zwischen »klassischen« queeren Kategorien wie Geschlecht und Sexualität und anderen Kategorien wie Ethnizität oder Behinderung beschäftigen. Nach jedem Vortrag gibt es Zeit zur Diskussion.

• www.queereinsteigen.de

Verwechselt



Leider ist der Redaktion in Ausgabe Nr. 28 ein Fehler unterlaufen: Die Illustration zu dem Artikel »Chancen« auf Seite 10 fertigte Hanne Kujath an. Die Redaktion entschuldigt sich für die daraus entstandenen Verwirrungen und Unannehmlichkeiten.

hastuzeit 29

Zweite Auflage I

»EVOLUTION« – so hieß bereits im letzten Jahr die Vortragsreihe, die sich der Entwicklung des Lebens widmete. Zur zweiten Auflage im Wintersemester 2009/10 wollen die Organisatoren um Pharmazieprofessor Werner Roos in elf Vorträgen die Randgebiete der Evolutionsforschung beleuchten, die beim ersten Durchgang zu kurz kamen. Am 16. November wird sich dabei der österreichische Psychiater Dr. Gerhard Medicus mit der Evolution der Moral befassen. Drei Wochen darauf doziert der Wiener Professor Karl Grammer über »Darwins Problem: Die Evolution der Sexualität und ihre Konsequenzen«. Die Vorträge beginnen jeweils 19.30 Uhr im Auditorium Maximum.

• www.uni-halle.de/evolution

Ausstellung I

Cuy ist ein Meerschwein und in Lateinamerika ähnlich bekannt wie Snoopy in unseren Breiten. Sein Schöpfer Juan Acevedo Fernández de Paredes hat das possierliche Tierchen vor gut 30 Jahren als bewussten Gegenentwurf zu den politischen und infantilen Disney-Figuren entworfen. Das Institut für Romanistik in Halle hat nun eine Werkschau des Peruaners organisiert, die in der Zweigbibliothek Neuphilologie präsentiert wird. Themen von Acevedos Comics und Karikaturen sind unter anderem soziale Ungerechtigkeiten, Rassismus und Machtmissbrauch. Die Ausstellung ist kostenfrei besuchbar und hat bis zum 31.1.2010 zu den Zeiten der Bibliothek geöffnet.

• Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an pinnwand@hastuzeit.de und erklär uns kurz und knackig dein Projekt!

Im Netz

Ihr wolltet der *hastuzeit* schon immer mal gehörig die Meinung sagen? Nur zu: Ab jetzt stehen alle Artikel des Hefts (und viele weitere) auf unserer Website online. Nutzt die Kommentarfunktion zum Dampf ablassen oder Nettigkeiten hinterlassen!

• www.hastuzeit.de

100 Euro Begrüßungsgeld

Kindermachen lohnt sich nun noch mehr – zumindest aus monetärer Sicht. Da das Studentenwerk Halle sich weiterhin fleißig für eine familienfreundliche Uni Halle einsetzen will, beschloss man, jedes Studienkind, das nach dem 1. Oktober dieses Jahres geboren wird, mit 100 Euro zu begrüßen. Ein Anspruch auf den Windelzuschuss besteht allerdings nicht. Er finanziert sich aus den Semesterbeiträgen, und die sind irgendwann aufgebraucht. Also beilte Euch mit dem Kindermachen.

• www.studentenwerk-halle.de

Workshop »Wirtschaftsethik«

Die Lokalgruppe Halle des studentischen Netzwerkes für Wirtschafts- und Unternehmensethik (sneep) veranstaltet am 5. und 6. Dezember zusammen mit der Studentenwerkstatt Triftpunkt e.V. einen Workshop zum Thema Wirtschafts- und Unternehmensethik. Kernfragestellung der Veranstaltung soll sein, ob Ethik und Ökonomie zwei gegensätzliche Pole sind, oder ob sich Wirtschaft und Moral verbinden lassen. Studierende aller Fachrichtungen sind dazu eingeladen, insbesondere in Politik, Gesellschaft und Medien vorhandene Stereotype zu hinterfragen und ein Grundverständnis für die Möglichkeiten der Ökonomie zu entwickeln.

• Fragen an Matthias Will: halle@sneep.info

Gesucht

Johannes, wir suchen dich! Du hattest dich sehr zeitig gemeldet und wolltest ein 213-Magazin gewinnen! Aus unerklärlichen Gründen ging die E-Mail jedoch verloren! Das Heft wartet bei uns im Büro darauf, von dir abgeholt zu werden! Deswegen: Bitte melde dich!

hastuzeit 29

Bachelor-Preis

Bachelorarbeiten sind etwas wert! Davon zumindest ist die Deutsche Gesellschaft für Personalführung e.V. überzeugt und lobt erstmals den »Bachelor Preis« aus. Das ist natürlich Balsam auf die Seelen derer, die den ersten akademischen Abschluss für vollkommen berufsqualifizierend halten. Für alle Studierenden ist es eine Chance, mit der eigenen Bachelorarbeit bis zu 2000 Euro abzustauben. Thematisch muss es darin allerdings um Fragen des betrieblichen Personalmanagements gehen, und die Arbeit sollte schlechtestens mit 1,3 bewertet worden sein – sonst sind Bewerbungsschluss ist der 31.12.2009.

• www.dgfp.de

7 statt 5

Du möchtest gerne Unternehmen mal ganz privat treffen und einen ganzen Tag mit ihnen verbringen? Dann melde dich schnell beim Pentathlon-Projekt an, denn dort warten, dem Namen zum Trotz, sieben verschiedene Firmen darauf, dich kennen zu lernen. Das von hallischen Studierenden initiierte Projekt ist mittlerweile im fünften Jahr und findet am 27. November statt. Zusammen mit anderen Studierenden und Unternehmensvertretern muss man an diesem Tag verschiedene Probleme lösen und kommt so in intensiven Kontakt miteinander. Uni-Wissen ist aber nicht gefragt, eher Kreativität und Innovation.

• www.pentathlon-projekt.de

Für den Abend

Die wichtigsten Termine im nächsten Monat:

- 19.11.: Schlittschuhlaufen in der Eissporthalle ab 19 Uhr. Die Tutoren des Akademischen Auslandsamtes laden zum Schliddern ein. Begebt Euch also mit Kommilitonen aus aller Herren Länder auf glattes Eis.
- 21.11.: Students Only im Turm. Nur für Studierende! Aber keine Sorge, in deiner Begleitung darf Dein bester Partyfreund, auch wenn er nicht studiert, mit rein.

• Weitere Veranstaltungen unter: www.hastuzeit.de